

Das neue Abenteuer 442

Otto Emersleben

Landung im Reich Mueragbutos



Das neue Abenteuer 442
Otto Emersleben
Landung im Reich Mueragbutos

Verlag Neues Leben, Berlin

V 1.0 by Dumme Pute



Illustrationen von Michael Gundermann

© Verlag Neues Leben, Berlin 1983

Lizenz Nr. 303 (305/98/83)

LSV 7503

Umschlag: Michael Gundermann

Typografie: Walter Leipold

Schrift: 10p Times

Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin

Bestell-Nr. 643 544 8

DDR 0,25 M

Die Wache an Bord der französischen Heute „Etoile“ schlug die letzten Glasen vor Tagesanbruch. Das Schiff ankerte in knapp zwei Kabellängen Abstand zur königlichen Fregatte „Boudeuse“ vor einem felsigen Ufer. In der kurzen Dämmerung dieses Südseemorgens tauchte plötzlich klar umrissen das Kap aus dem Fröhndunst auf, dann wuchsen die Felsnadeln zu beiden Seiten des schmalen Sandstrandes empor, und eine locker gestaffelte Draperie aus Kokospalmen und Brotbäumen breitete sich aus, überragt von undurchdringlichem Wald, steilen Felsabstürzen und dem Kraterrand eines erloschenen Vulkans, welcher der Insel wie eine zerbröckelte Krone auflastete.

Auf einmal war die Sonne da, übergöß Kap, Nadelklippen und Krater mit einem Schwall Morgenhelligkeit und ließ die Seevögel auffahren, die zur Nacht auf Rahen und Klüverbaum ausgeruht hatten. Ihr Gekreisch scholl als lauter Morgengruß zur Küste der Insel hin, und man meinte, gleichsam als Antwort, auch dort Vogelrufe zu vernehmen. Dies war aber unmöglich, denn das Rollen der Brandung schluckte jedes Geräusch.

Leutnant Caro bereitete die Übergabe vor. Er trug seine Meldung in das Wachjournal ein und löschte die Lampe. Die Nacht war ohne besondere Vorkommnisse verlaufen.

Seit er vor gut fünfzehn Monaten die Heimat mit dem Fleutschiff verlassen hatte, war seine Erinnerung an den Tagesanbruch in Frankreich schwächer und schwächer geworden — die langen Dämmerungen, die stürmischen grauen Tagesanfänge der kalten Jahreszeit, denen erst jetzt im Mai freundlichere Stunden folgten. Hier in der Südsee war all das anders, hier schien immer und ständig Mai zu sein, hier begann jeder Morgen wie mit einem Trompetenstoß, aber auch daran gewöhnte man sich. Und am

Abend mußte ein solcher Südseetag sich jedesmal die Frage gefallen lassen, ob er das mit dem Signal dieses so unvermittelt angebrochenen Morgens hinausposaunte Versprechen auf einen außerordentlichen Tag auch gehalten hatte. Das war eigentlich nur auf Tahiti der Fall gewesen. Tahiti — ja, dort erlebte man tatsächlich jeden Tag als etwas Außerordentliches und Besonderes, und man geriet im nachhinein leicht ins Träumen.

Leutnant Caro schloß das Wachjournal und trat an Deck. Eine leichte Brise vom Land her war zu spüren, Caro empfand sie als angenehm nach den ermüdenden Stunden des Dienstes., Nun hatte er sich nur noch einer allerletzten Pflicht zu entledigen, und als er vor das am Besanmast festgeschraubte Thermometer trat, um den Stand der blaugefärbten Alkoholsäule abzulesen, bekannte der Leutnant vor sich selbst, daß wieder einmal nicht viel gefehlt hätte, ihn diese Messung vergessen zu lassen. Was hat Alkohol auch in Thermometern zu suchen, dachte Caro verdrossen.

Ungewöhnlich war nicht nur die Höhe der Temperatur, die er ablas, trotz der Brise und trotz der frühen Morgenstunde, ungewöhnlich war der ganze Vorgang, auch noch nach so häufiger Wiederholung auf dieser Reise: daß nämlich ein königlicher Leutnant auf einem französischen Segler zu seinen Wachobliegenheiten zählen mußte, die Lufttemperatur abzulesen. Zwar — ins Wachbuch gehörte sie nicht, nein, das nun doch nicht. Vielmehr hatte er die Werte — und damit wäre seine Wache dann wirklich beendet und er könnte den Dienst übergeben — täglich den Herren Commerson und Véron zu melden, diesen seltsamen Vögeln, von denen jeder an Bord wußte, daß sie noch ganz anderen unnützen Kram sammelten und aufschrieben als die Temperatur an einem bald schon verges-

senen Morgen.

Der Leutnant stieg unter Deck, wo die beiden Herren mit einem Diener Commersons in einem gemeinsamen Logis hausten. Dieser Raum war mit Büchern und Pflanzenalben und Schmetterlingsnetzen und Vérons astronomischen Utensilien derart vollgestopft, daß Caro sich stets gescheut hatte, hier einzudringen — wohl aus Angst, über ausgebreitete Atlanten und Sammelmappen zu stolpern. Nein, die Welt eines königlich-französischen Seeleutnants sah da doch anders aus. Ein Leutnant verstand es, Ordnung in seiner Kammer zu halten, auch wenn der Platz noch so beengt war. Ein Fleutschiff war schließlich nicht das Schloß von Versailles. Ohne Ordnung der Dinge keine Ordnung im Kopf! So einfach war das. Aber wie käme er dazu, diesen Landratten und Zivilisten das beizubiegen.

Kaum hatte Caro geklopft, wurde die Tür geöffnet. „Ah, unser Morgenwert!“ vernahm der Leutnant im Hintergrund Commersons rostige Stimme. Und obgleich ihm kurz der Gedanke kam, der komische Blumenfänger wolle sich über ihn lustig machen mit dieser Bezeichnung (hatte er selbst nicht auch schon ein Frauenzimmer *meinen Sündenfall* genannt?), übermittelte er knapp und präzise die Angabe, die er vom Besanmast mitbrachte. Sein Blick erfaßte dabei die Kammer, die heute aufgeräumter schien als sonst, was aber wohl nicht zu verwundern brauchte, denn der Diener Jean, der ihm stets öffnete, war sicher schon einige Zeit auf den Beinen. Und Jean, das wußte Caro, war das einzige ordnungliebende Element in dieser Dreierklause. Das galt auch für den Dienst an Deck, zu dem er sich freiwillig einteilen ließ. Beim Schrubben der Planken wie beim Belegen einer Leine machte Jean manch einem Seemann noch etwas vor, und als Caro den Diener

einmal beim Kalfatern einer undicht gewordenen Stelle an Deck beobachtet hatte, war er über dessen Fingerfertigkeit und geschicktes Hantieren mit Kalfateisen und Holzschlägel in Erstaunen geraten. Darum stutzte er nicht, als er heute die Mappen gestapelt neben der Tür und Büchsen und Schächtelchen aneinandergereiht auf einem Wandbord liegen sah. Die Hängematte, in der Jean schlief, war abgenommen, und nur die Herren Naturforscher fläzten sich noch in ihren Kojen.

Leutnant Caro sah Commerson den genannten Wert notieren, dann machte er auf dem Absatz kehrt.

„Wollen Sie nicht mit uns frühstücken, Herr Leutnant?“ hörte er Jean hinterherrufen, und obgleich er die Stimme des Dieners seit über einem Jahr kannte, berührte sie ihn an diesem Morgen auf eine seltsame Weise. Hätte allerdings jemand den Leutnant Louis Caro danach genauer befragt — er wäre wohl um eine Antwort verlegen gewesen, er wußte es nicht einmal sich selbst zu erklären. „Nein, danke, ich muß noch die Wache übergeben“, sagte er, und trotz der Schnelligkeit dieser Entgegnung klang weniger Forschheit darin mit als bei der Übermittlung des Morgenwertes. „Es ist doch alles für meine heutige Exkursion auf die Insel bereit, Leutnant?“ hatte da auch Herr Commerson noch eine Frage, und Caro beeilte sich, dies zu bestätigen. Ihm jedenfalls sei nichts Gegenteiliges bekannt geworden.

Dann ging er endgültig.

Vor einer Woche noch, als sie die Insel gerade erreicht hatten, wäre es Leutnant Caro nicht im Traum eingefallen, eine Einladung zum Frühstück abzulehnen. Abzulehnen nur deshalb, weil ihm Umgebung und Frühstücksgesellschaft nicht paßten. Aber er hätte vergeblich auf eine

solche Einladung gewartet. Skorbut und Auszehrung hatten ihnen kräftig zu schaffen gemacht in dem reichlichen Monat der Überfahrt von Tahiti bis an dieses neue Gestade. Niemand war mehr wählerisch — weder im Hinblick auf das, was er aß, noch, mit wem er es einnahm. Zahnausfall und Mundfäule hatten vergessen lassen, ob einer vor dem Mast fuhr oder beim Kapitän am Tisch saß. Auch die Offiziere kannten als frisches Fleisch nur noch die abgebalgten Körper der Schiffsratten, denen die Männer im Kabelgatt und in der stinkenden Bilge unter den Bodenwrangen nachstellten.

Nun aber hatten Kokosmilch, Geflügel und Jamswurzeln, die sie in reichlichem Maße von den Inselbewohnern erhielten, fast alle wieder auf die Beine gebracht. Und es hieß, Kapitän Bougainville sei entschlossen, erst dann weiterzusegeln, wenn auch der letzte Mann sich erholt habe und ohne Bedenken neuerlichen Strapazen ausgesetzt werden könne.

Wieder an Deck — in Erwartung seiner Ablösung —, schaute der Leutnant zur „Boudeuse“ hinüber. Er sah, daß auf der Fregatte schon Vorbereitungen für die Fahrt der Tagwache auf die Insel getroffen wurden, die die Forscher begleiten sollten. Louis-Antoine de Bougainville hatte Großes vor bei dieser ersten französischen Weltumseglung. Es galt nicht nur, dort Flagge zu zeigen, wo bisher ausschließlich holländische, britische und spanische Schiffe das Südmeer befahren hatten. Voll Stolz blickte er in den Spiegel neben der Kajütentür. Frankreich war im gerade erst beendeten Siebenjährigen Krieg all seiner Besitzungen in Kanada und Ostindien an England verlustig gegangen, und wenn dafür überhaupt ein Ersatz denkbar war, dann natürlich nicht durch ein paar Inseln ir-

gendwo in der Südsee. Was Frankreich brauchte, war eine Besitzergreifung ganz anderer Größenordnung, war die Entdeckung des letzten noch nicht von Europäern eroberten Kontinents.



Zu nichts Geringerem war Bougainville mit seiner Expedition aufgebrochen, hatte er Anfang 1768 die Magellan-Straße glücklich durchsegelt und mit dem letzten Blick auf Südamerikas Küste endgültig die Verbindung zur bislang bekannten Welt abgebrochen. Nun halfen ihm keine Segelhandbücher und keine Karten mehr weiter, nun half allein das Glück des Entdeckers.

Daß es den gesuchten Kontinent dort auf der südlichen Halbkugel gab, ja, daß es ihn geben mußte, erschien Bougainville zweifelsfrei, seit er als junger Mathematiker die Schriften der antiken Kosmographen studiert hatte. War die Erde eine Kugel — und das galt als bewiesen, seit vor bald zweieinhalb Jahrhunderten Magellans Schiff „Victo-

ria“ sie zum erstenmal erfolgreich umsegelt hatte —, dann hielt sich diese Kugel nur durch Landmassen südlich des Äquators im Gleichgewicht mit der Alten Welt. Landmassen mit der Ausdehnung eines gewaltigen Kontinents, dessen Entdeckung und Inbesitznahme Frankreich für die Verluste im letzten Krieg reichlich entschädigen würden.

Aber — wenn es ihn nun doch nicht gab, diesen Südkontinent? Wenn die Überlegungen, die ihn so zwingend verlangten, unrichtig waren? Wenn die Erde auch ohne „Gegengewicht“ nicht umkippte? Nachdenklich geworden durch das aufmerksame Studium der bisher stets erfolglos verlaufenen Suchexpeditionen von Briten, Spaniern und Holländern, hatte der vorsichtige Bougainville auch diese Fragen erwogen. Und er war zu der Antwort gelangt, daß selbst eine negative Lösung des Südkontinentproblems eine gute Lösung wäre. Die Gelehrten Europas würden auch sie mit Interesse aufnehmen. Wie ein Vampir sog jede neue Erkenntnis das Blut aus alten, bislang für sicher gehaltenen Lehrmeinungen.

Bougainville war seinem König dankbar, daß er ihn auserkoren und beauftragt hatte, in Frankreichs Namen der Welt eine Antwort auf die Frage nach Existenz oder Nichtexistenz des Südkontinents zu geben.

Ein letzter prüfender Blick in den Spiegel, dann legte Bougainville seine Hand auf die Klinke.

„Vergatterung!“ schallte es über das Deck der „Boudeuse“. Chevalier de Bournand, der die zum Ausbooten ange-tretene Wachabteilung befehligte, präsentierte den Degen. Er blickte hinüber zur Tür der Kapitänskajüte, die sich in diesem Moment öffnete, und war von Stolz erfüllt. Ja, Kapitän Bougainville hielt auf Pünktlichkeit, auch weit

entfernt von der Heimat.

Er meldete. Bougainville dankte mit einem Kopfnicken, stellte sich dann vor das Dutzend angetretener Matrosen und Seesoldaten und musterte jeden einzelnen.

„Männer“, begann er schließlich, „ihr habt an Land eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Wie schon an den Tagen zuvor muß die Zeit genutzt werden, um uns und die Leute von der ‚Etoile‘ mit frischen Nahrungsvorräten zu versorgen. Noch ist es weit bis nach Frankreich, und niemand weiß, was uns alles bevorsteht, ehe wir die Heimat erreichen.“ Wie er dort stand, in seinem tadellos sitzenden Kapitänsrock mit den goldenen blitzenden Knöpfen und der Stickborte, mit der frisch gepuderten Perücke und dem eleganten Spitzenkragen, ließ er den Chevalier de Bournand wehmütig an den Tag zurückdenken, da sie beide bei Hofe gewesen waren, um die Instruktionen für die Expedition entgegenzunehmen. Was für Zeiten hatten sie seither erlebt, welch stürmische Tage im Atlantik und dann auf dem Südmeer ...

„Ihr werdet an Land wie an den Tagen zuvor auf der Hut sein müssen vor den braunhäutigen Insulanern. Denn obwohl sie uns bisher in Ruhe gelassen haben, die Teufel, rate ich euch, ihnen nicht über den Weg zu trauen. Aber denkt auch daran: Was können diese Inselbewohner schon mit Pfeil und Bogen gegen französische Flinten ausrichten und — käme es wirklich zu größeren Auseinandersetzungen — gegen französische Schiffsgeschütze?“ Bougainville blickte den Männern der Reihe nach ins Gesicht. Dann sprach er weiter: „Seeleute! Vergeßt bei der gebotenen Umsicht und Eile die Neugier nicht, welche jedem Angehörigen einer Expedition wie der unseren an einem fremden Ufer gut zu Gesicht steht. Denn wer sagt

uns denn, ob diese Insel nicht bereits dem Südland vorge- lagert ist und wir unserem Ziel nicht schon ganz nahe sind.“

In Versailles hatte man ihm für zwei Jahre Frieden ga- rantiert, sowohl mit England als auch mit Spanien. Aber diese zwei Jahre waren bald um — selbst wenn sie nicht auf das Südland stießen. Und dann bekämen sie es nicht mehr mit unbewaffneten Auslegerbooten zu tun bei ihrer Fahrt in die Heimat, sondern mit gutbestückten Korvetten der europäischen Mächte.

„Ihr werdet heute den Botaniker Commerson von der ‚Etoile‘ zu schützen haben, dessen Arbeit für unsere Expe- dition überaus wichtig ist. Herrn Commerson und seinen Diener Jean ... Ihr werdet ...“ Doch Bougainville konnte nicht weitersprechen, weil plötzlich Gelächter aufkam und die Reihen sich lockerten.

Chevalier de Bournand ließ seinen Blick den ausge- streckten Armen der nun schon lauthals lachenden Männer folgen und erkannte in der offenstehenden Tür der Kapi- tänskajüte Turu. Aber mein Gott — welche Maskerade führte der Mann aus Tahiti auf! Seit er an Bord der „Bou- deuse“ seine Heimatinsel verlassen hatte, war es noch nie zu einem solchen Auftritt gekommen.

Der Dreispitz auf seinem strähnigen schwarzen Haar, der Degen des Kapitäns, auf den er sich stützte wie ein pro- menierender Geck, ein viel zu weiter Mantel mit goldenen Epauletten und Kordelschnüren — der Chevalier spürte ein Lachen in seinem Hals aufsteigen, und er war froh, daß nun auch der Kapitän losprustete.

„Wirst du wohl ...“, hörte er Bougainvilles Stimme, aber sie brach ab in neuem Gelächter. Ohne daß Zorn in seiner Geste gelegen hätte, wies der Kapitän den Störenfried in

die Kajüte zurück. Turu beeindruckte das nicht. Mit erhobenem Kopf zog er den Degen aus der Scheide, präsentierte ihn pathetisch vor seinem Gesicht und rief, als habe er sein Leben lang nichts anderes als Französisch gesprochen: „Vive le roi!“ Und weil es so schön laut klang, gleich noch einmal: „Vive le roi! Es lebe der König!“

Nun gab es für die Männer der Wache kein Halten mehr. Sie schütteten sich vor Lachen aus, schlugen sich auf die Schenkel und umringten den Popanz. Und als der den König zum drittenmal hochleben ließ, antworteten ihm ein paar kräftige Stimmen: „Vive le roi. Vive ...“

Das nun ging dem Chevalier doch zu weit. Wenn der Kapitän derlei durchgehen ließ, war das allein dessen Sache. Er aber würde auf seinen König nichts kommen lassen.

„Wache — angetreten!“ kommandierte er in scharfem Ton. Unmißverständlich streckte er dabei den Degen vor und wies auf die Steuerbordreling, an der die Männer bis vor wenigen Augenblicken gestanden hatten.

Sofort trat Ruhe ein, wenn auch nur für einen Moment. Die Männer schienen sich gestört zu fühlen bei einem Spiel, an dem sie Gefallen zu finden begannen. Nicht dieser polynesischer Karnevalsadmiral war jetzt der Störenfried, sondern Bournand, den sie nicht mitmachen lassen wollten bei ihrem Mummenschanz. „Vive Turu ...“

Schon ging das Gejohle weiter, Bournand ließ ratlos den Degen sinken und steckte ihn zurück in die Scheide. Er trat neben Bougainville, und als dieser die Schultern hob, wie es so seine Art war, und sagte: „Es sind doch Kinder, Chevalier, große Kinder“, da hatte seine Ratlosigkeit den Gipfel erreicht. Er wandte sich ab, stützte sich auf die Reling und blickte über das Wasser.

Von wegen Kinder ... Verwöhnt waren sie, weiter nichts. Die üppigen Tage auf Tahiti hatten nicht nur die guten Sitten verdorben, sondern auch jeden Appell an die Maneszucht illusorisch gemacht. Die unvergleichliche Freigebigkeit der Natur, die Gastfreundschaft in den Hütten und Stammeshäusern der Insulaner, die Selbstverständlichkeit, mit der die hübschen hellhäutigen Weiber den Matrosen zu Willen waren — all das vergaß ein Seemann sein Leben lang nicht. Wie ein Schwärm Nixen hatten die Versucherinnen die beiden Schiffe bei der Ankunft vor jener Trauminsel umschwommen, blumenbekränzt und singend, und es hatte nicht lange gedauert, bis die ersten an Bord waren. Und dann erst die Tage an Land ...

Unwillig trachtete der Chevalier danach, die in ihm aufkommende wohlige Erinnerung zu unterdrücken. Er schüttelte seinen Kopf. Tahiti lag weit zurück. Was sollten da noch Erinnerungen, die den Blick trübten. Sie hatten neue Aufgaben zu lösen.

Plötzlich verstummten die Stimmen. Bougainville war in den Kreis der Tänzer getreten, ohne ein Wort, hatte Turu den Arm um die Schulter gelegt und führte ihn nun durch die Gasse der ruhig beiseite tretenden Männer zur Tür der Kajüte. Bevor sie eintraten, erklang noch ein einzelner Ruf, ein letztes Vivat, aber niemand griff es mehr auf. Ohne daß Bournand es ihnen befohlen hätte, traten die Männer nun an. Der Chevalier baute sich vor sie hin, wippte, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, mehrmals leicht auf seinen Fußspitzen, aber er kam nicht dazu, die Schimpfkanonade abzufeuern. Denn er spürte, wie die Blicke der Leute von ihm abfielen, und gewahrte sofort den Grund: daß nämlich der Kapitän neben ihm trat und — als sei nichts geschehen — seine Worte dort auf-

nahm, wo er unterbrochen worden war. Bougainville sprach abermals von der Achtung, die den Bemühungen des Botanikers Commerson ebenso wie der Arbeit des anderen mitreisenden Wissenschaftlers entgegenzubringen sei. Und schloß die Parole an: *Für unseren König Ludwig — mit Kopf, Herz und Hand!* „Vive le roi!“ kam prompt die Antwort Chevalier de Bournand zuckte zusammen, der reine Hohn, dachte er unwillig. Wie das Reglement es vorschrieb, übernahm er den Platz des Kapitäns, der nach der Parolenausgabe zur Seite getreten war, und kommandierte mit unbewegtem Gesicht: „In die Ruderpinasse — weggetreten!“

Mehr wußte er nicht zu sagen.

An Bord der „Etoile“ hatte Commersons Diener Jean Barré inzwischen Geräte und Körbe für die Exkursion auf die Insel bereitgestellt. Was konnte es Schöneres geben als eine solche Abwechslung? Das Leben an Bord war — von den Tagen auf Tahiti nur kurz unterbrochen — in seiner Eintönigkeit auf erschreckende Weise abstoßend geworden. Nichts hatte sich erhalten von dem als erstrebenswert und für das persönliche Glück unabdingbar betrachteten Ziel, durch Teilnahme an der Weltumseglung eine Art Ritterschlag zu empfangen, von dem nicht jeder zu träumen wagte.

Übriggeblieben war tägliche harte Arbeit, deren Ergebnisse allein in Herbarien und Insektenkästen sichtbar wurden, während das Sauberhalten und Flickern der Kleidung von Commerson, die Aufrechterhaltung der Überschaubarkeit in ihrem Quartier und die Küchenarbeiten kaum zur Kenntnis genommen wurden, von einem anerkennenden Wort oder gar Lob ganz zu schweigen. Ein

Diener hatte eben zur Stelle zu sein, hatte zu tun und zu machen, ernst genommen wurde allein die Arbeit, welche der Herr Botaniker im Dienst der Wissenschaft zu vollbringen geruhte. Nannte Commerson sich nicht in anmaßender Bescheidenheit selbst einen Diener — einen Diener des menschlichen Fortschritts! Da mußten solche Tage, an denen sowohl der Botaniker als auch einem Diener ihres Dieners Commerson Gerechtigkeit widerfahren sollte, schon wie ein Himmelsgeschenk anmuten.

Jean saß an Deck neben den Körben. Womit würden sie diese am Abend gefüllt haben? Er kannte von den Landgängen auf Tahiti die brechend vollen Tragekiepen. Die lateinischen Namen, die Commerson zu den einzelnen Pflanzen nannte, passierten Jeans Ohren, ohne hängenzubleiben, aber sie hatten ihn doch beeindruckt und das Tragen bis zum Bootslandeplatz erleichtert.

Jean blickte zur Insel hinüber. Was erwartete sie dort? Das große Unbekannte? Was bargen dieser Vulkankegel und der dichte Urwald an neuen Geheimnissen?

Ehe sich noch eine Antwort auf die Fragen finden ließ, fuhr Commerson mit seiner zittrigen Stimme zwischen die Ängste, Mutmaßungen und Träume: „Ins Boot, Jean. So komm doch endlich ...!“

Einst hatte — erzählten sich die Bewohner jener melanesischen Insel — der *Große Geist Takaro* unter dem Druck seines Widersachers *Mueragbuto* ihr Land verlassen müssen. Eigentlich war es ein Streit um eine Lappalie, niemand erinnerte sich später noch des tatsächlichen Anlasses zu der Auseinandersetzung. Aber da Mueragbuto gedroht hatte, aus dem Schlot des Vulkankraters zu steigen und mit Feuer, Asche und glühender Lava das Land unbewohnbar

zu machen, war der menschenfreundliche Takaro über das Meer ausgewichen — niemand wußte, wohin. Bei seinem Abzug hatte er den Inselbewohnern versprochen, dereinst mit großem Prunk und Glanz wiederzukehren und, nachdem er ihr Tun und Lassen sieben Tage lang würde beobachtet haben, mit Mueragbuto eine Einigung zu versuchen.

An diese ihnen verheißene Rückkehr des guten Großgeistes Takaro glaubten die Insulaner, als eines Tages am Horizont — schwimmenden Häusern gleich — zwei Fahrzeuge auftauchten, die auf ihren Strand zuhielten. Große Segel trieben sie vorwärts, viel größer denn jene an ihren eigenen Booten, und als sie schließlich ihre Fahrt knapp vor der Brandungszone beendeten, streckten sie an langen lianenstarken Beinen klauenbewehrte Greiffüße bis zum Meeresgrund aus, um sich dort festzukrallen. Die Ankersteine, welche die Insulaner zum Festlegen ihrer Auslegerboote benutzten, hatten solche langen Lianenbeine nicht nötig, da sie im Flachwasser ausgebracht wurden.

Wie die Weissagung es vorherbestimmte, hielt Takaro sich in seinem schwimmenden Haus sieben Tage lang im Hintergrund. Er sandte von bärtigen Männern geruderte Boote an Land, wohl um sich von diesen berichten zu lassen, ob sich ein Ausgleich mit Mueragbuto lohne, denn auch für ihn selbst war ein solch schwieriges Unterfangen mit Gefahren verbunden: konnte der Böse doch den Pulschlag von Ebbe und Flut unterbinden oder sogar das Wasser für immer zurückweichen lassen, um Lava und Asche über die derzeitigen Uferlinien hinaus aufzuschichten. In einem solchen Fall aber wäre den Großbooten die Flucht abgeschnitten und Takaro selbst Mueragbutos Mutwillen ausgeliefert.

Also taten die Inselbewohner alles, um Takaro günstig

zu stimmen für einen Versuch, mit seinem Widerpart zu einer Regelung zu kommen, denn seit Generationen schon fürchteten ihre Väter und Vorväter und nun auch sie selbst einen neuerlichen Ausbruch des feuerspeienden Inselgipfels. Den Abgesandten Takaros gaben sie Früchte, Vogel-
fleisch, Fische und winkten ihnen mit Palmenblättern zum Zeichen freundlichen Willens. Da aber der Große Geist sich nicht zeigte, hielten auch sie sich zurück und blieben in diesen sieben Tagen am Ufer.

Nachts, wenn die Fremden das Land wieder verlassen hatten und in ihre schwimmenden Häuser zurückgerudert waren, saßen sie vor großen Feuern auf dem Platz zwischen ihren Hütten und lobten in Liedern und Sprechgesängen den Großen Geist Takaro.

Am Morgen des achten Tages jedoch, als die Großboote nach Sonnenaufgang noch immer zu sehen waren, der Vulkan aber ruhig blieb und weder durch Rauch noch durch unterirdisches Grollen Anzeichen von Mißfallen des bösen Großgeistes spürbar wurden, wuchs die freudige Erwartung der Insulaner. Eine Entscheidung mußte nun ganz nahe sein. Um auch Mueragbuto ein eindeutiges Zeichen zu geben, daß sie sich nicht mehr vor ihm fürchteten, beschlossen sie an diesem Morgen, mit ihren Booten Takaro entgegenzufahren. Kaum hatten sie ausmachen können, daß — wie an den vergangenen sieben Tagen — von jedem der Schiffe draußen ein Beiboot ausgesetzt wurde und auf das Ufer zuzurudern begann, brachten auch sie ihre Boote zu Wasser, ein Dutzend und mehr, bemannt mit den kräftigsten und klügsten unter den Einwohnern ihrer Siedlung. Die Frauen waren zu Hause geblieben, um ein Gastmahl zuzubereiten, mit dem sie die Abgesandten des gütigen Großgeistes würdig empfangen wollten.

Insgeheim aber hoffte jedermann, an diesem Tag Takaro selbst zu Gesicht zu bekommen und an Land begrüßen zu können. Die Männer an Bord der Auslegerboote waren ausgelassener Stimmung, sangen und warfen sich von Schiff zu Schiff aufmunternde Worte zu. Sie waren waffenlos. In den Booten lagen lediglich Palmenzweige und riesige Blätter, mit denen sie Takaro winken würden.

Im ablandigen Wind kamen sie gut voran, und als sie die beiden Boote der Fremden erreicht hatten, wurden die Segel niedergeholt. Gespanntes Schweigen lag über der Szene, auch die Fremden verhielten beim Rudern, als sie sich umringt sahen. Dann flogen ein paar Worte von Bord zu Bord, verständlich jeweils nur den eigenen Landsleuten. Das Wort *Takaro* aber kam so häufig vor in dem, was die Insulaner schrien, daß die Franzosen es aufgriffen und gleichfalls riefen. Die Melanesier nahmen dies als ein Zeichen für die Richtigkeit ihrer Vermutungen, glaubten, in der Nennung des gefürchteten und geliebten Namens ein Versprechen erblicken zu dürfen — wenn auch ein hinhaltendes, vertröstendes, aber eben doch ein Versprechen. Als die beiden Boote ihren Weg zum Ufer hin fortsetzten, folgten sie ihnen.

Mit der Wachübergabe hatte Leutnant Caro das Interesse an allem, was ihn an Bord umgab, verloren. Schlafen jetzt, nur noch schlafen ... Gerade als er sich über den Einstieg bückte, um die Luke zu seiner Kojе zu öffnen, fiel sein Blick landwärts auf das Boot, mit dem Commerson und seine Begleitung auf die Insel gerudert wurden. Die Pinasse von der „Boudeuse“ hatte es rechtzeitig erreicht, um die stets gefährliche Brandung gemeinsam überwinden zu können.

Aber — was war das? Ein ganzer Schwarm Boote kam

den beiden Pinassen entgegen, ein Vorgang, den es an diesem Ufer bisher noch nicht gegeben hatte und der selbst bei dem übermüdeten Caro neue Aufmerksamkeit freisetzte. Der Leutnant stürzte zurück zur Wache.



„Das Teleskop“, rief er, „schnell, das Teleskop!“, und als ihm das Fernrohr gereicht wurde, zog er es hastig auf. Tatsächlich hielten die Boote der Wilden auf die beiden Pinassen zu und umringten diese wie nach einem vorher festgelegten Einkreisungsplan.

Caro setzte das Fernrohr ab.

Hatte er nicht immer gewarnt? Die Sonderwünsche dieses Monsieur Commerson, sein Beharren auf Inselausflügen, bei denen er nichts als ungenießbare oder gar giftige Pflanzen sammelte, würde sie noch einmal in des Teufels Küche bringen. Hätten sie schnell und entschlossen nur das genommen, was sie für ihre Weiterfahrt brauchten, wären sie längst hinterm Horizont verschwunden und

hielten sich nicht mehr auf mit unnützem Botanisieren, dachte er verärgert.

„Habt ihr schon ein Signal zur Fregatte übergeben?“ fragte er, und als die neue Wache verneinte, setzte er noch hinzu: „Wer weiß denn, ob sie dort schon etwas bemerkt haben?“

Dann gab er das Fernrohr zurück und verließ den Raum endgültig. Wieder an der Luke angelangt, blickte er noch einmal landwärts. Er sah die Boote der Insulaner gemeinsam mit den Pinassen auf das Land zuhalten. Warum hatte es keinen Kampf gegeben, warum keinen Widerstand der Franzosen? Die einzige Sprache, in der man sich diesen Wilden verständlich machen konnte, war die der Gewalt. Auf Kriegsschiffen Seiner Majestät hatten Zivilisten und all diese Blattnumerierer und Sterngucker nichts zu suchen. Sie brachten nur Unglück — wie Weiber an Bord und wie der Klabautermann.

Als Leutnant Caro sich endlich zu seinem wohlverdienten Tagschlaf ausstreckte, hörte er von der „Boudeuse“ kurz hintereinander drei Schüsse aus den Zwölfpfündern des Kanonendecks herübergrollen.

Zufrieden drehte er sich auf die Seite und war gleich darauf eingeschlafen.

Die drei auf der Fregatte abgefeuerten Warnschüsse gaben dem Chevalier de Bournand die Gewißheit, daß man von Bord der „Boudeuse“ das Landungsunternehmen genauestens verfolgte und er im Notfall der Unterstützung durch Kapitän Bougainville sicher sein konnte.

Die Brandung griff nach den Booten, hob sie auf die Wellenkämme, und Bournand war für die nächsten aufregenden Minuten seiner Überlegungen enthoben. Er brüllte

Kommandos, deren Sinn sich ihm in diesem Augenblick nicht erschloß, von denen er aber wußte, daß er sie jetzt zu brüllen hatte — und sei es nur, um gegen das Krachen der Wellen anzukommen, gegen die Angst der Männer und auch seine eigene. Drang ein Ruf von der anderen Pinasse an sein Ohr, griff er ihn auf und brüllte ihn seinerseits, so wie man einen Löscheimer weiterreicht an den Nebemann. Fiel sein Blick auf die Boote der Insulaner, so beneidete er sie um die Leichtigkeit, mit der sie sich von den Wogenkämmen fortheben ließen.



Als im Bereich der auslaufenden Wellen der erste Franzose ins Wasser sprang, mit der Vorleine in der Hand, um sich gegen den Sog zu stemmen, lagen die Auslegerboote der Eingeborenen längst alle auf dem Strand. Wie groß aber war Bournands Verwunderung, als er nach den ersten Schritten an Land einer schwarzhäutigen Menge ansichtig wurde, die unmöglich in den Booten Platz gehabt haben

konnte, ja, die sich nicht einmal hätte erahnen lassen aus dem, was bei ihren bisherigen Landgängen an Inselbevölkerung zu sehen gewesen war.

Waren sie in eine Falle gegangen?

Bournand befahl einigen seiner Männer, den Schutz von Commerson und dessen Diener zu übernehmen. Die übrigen sollten in den Booten bleiben und diese beim Ausbruch offener Feindseligkeit vor der Zerstörung schützen. Auf jeden Fall aber sei Ruhe geboten und ein kühler Kopf.

Ratlosigkeit und neue Zweifel überkamen ihn jedoch, als er sich und seine beiden Begleiter plötzlich umringt sah von blätter- und palmenzweigschwingenden Insulanern. Die nackten Körper bildeten eine Wand, durch die es kein Entrinnen gab. Und doch scheute der Chevalier sich, dies für einen Überfall zu halten. „Takaro, Takaro ...“

Obwohl die Insulaner immer wieder dieses Wort riefen, das auch ihre Bootsbesetzungen schon wie eine Beschwörungsformel wiederholt hatten, war Bournand noch nicht klar, was es zu bedeuten hatte.

War es eine Begrüßung? Ein Friedensangebot? Oder enthielt der Ruf eine Warnung, die er unerfüllt würde verstreichen lassen, weil er sie nicht verstand?

Chevalier de Bournand blickte hinüber zu der gleichfalls bedrängten Bootswache, und mit neuerlichem Erschrecken sah er unter den Bedrängern seiner Leute auch Frauen — gutgewachsene, lachende schwarzhäutige Frauen. Das hatte gerade noch gefehlt ...

Nur keine Panik jetzt! Auch sich selbst wiederholte der Chevalier de Bournand diese Formel wie zur Beschwörung. Bevor er etwas unternahm, was unter Umständen nichts als neue Verwirrung stiftete, mußte er die wahren Absichten der Insulaner erkannt und sich über die mögli-

chen Folgen eigenen Handelns Klarheit verschafft haben.

Er setzte sich in den Sand und bedeutete seinen Begleitern, das gleiche zu“ tun. Die Waffen hielten sie aufrecht in ihren Händen. „Takaro, Takaro!“

Immer noch hallte dieser Ruf über den Strand, der Ruf, dem für die soeben gelandeten Franzosen etwas Schicksalhaftes und Geheimnisvolles anhaftete. Aber aggressiv oder bedrohlich — das mußten sie sich eingestehen, jeder allein für sich — war dieser Ton nicht.

Seit vom Kanonendeck der „Boudeuse“ die drei Warnschüsse abgegeben worden waren, hatte Kapitän Bougainville seinen Platz auf der Back nicht verlassen. Von hier aus gewann er durch sein Teleskop einen genauen Überblick der Vorgänge nach der Landung der beiden Pinassen.

Bougainville ahnte, daß die Ruhe an Land der Besonnenheit des Chevaliers zu verdanken war. Stolz darauf, solche Offiziere zu haben, setzte der Kapitän das Fernrohr ab. Er blickte sich um und sah Turu wenige Schritt entfernt an den Fockmast gelehnt stehen.

Wie lange hatte der Polynesier ihn schon beobachtet? Und — welche Gedanken bewegten den Mann angesichts dieser Situation, die er doch von der eigenen Insel her kannte? Ein Schiff landet an einem fremden Ufer, die Menschen verstehen einander nicht und sind doch Söhne und Töchter ein und desselben Gottes. Das Maß ihres Nichtverstehens zeigt sich in der Möglichkeit, die bei solchen Zusammentreffen allerlei Mißverständnissen eingeräumt bleibt, spaßigen wie blutigernsten.

Auf Tahiti war alles mehr oder weniger gut gegangen. Nur daß er, Louis-Antoine de Bougainville, der Entdecker dieser paradiesischen Insel war, wie er es nur zu gern in

den Annalen verzeichnet gesehen hätte — diese stolze Hoffnung erfüllte sich nicht. Die Vorfreude auf derlei Nachruhm hatte sich bald schon nach Verlassen der Insel als Mißverständnis erwiesen — angesichts der an Bord grassierenden Syphilis eigentlich als fatales Mißverständnis. — Hätte man nicht auf weniger anschauliche Weise gezeigt bekommen können, daß da bereits andere Europäer die Freuden genossen hatten, denen sich französische Seeleute gleichfalls nicht verschlossen?

Aber Bougainville haderte nicht mit seinem und seiner Leute Schicksal. Als Mann von scharfem Verstand und geübter Einsicht hatte er sich nicht erst auf dieser Reise zu bescheiden gelernt. Seine Gefangennahme im Krieg mit den Engländern, die fehlgeschlagenen Bemühungen, den aus Kanada vertriebenen französischen Siedlern anderswo in der Neuen Welt eine Lebensgrundlage zu schaffen, hatten ihm die Grenzen aufgezeigt, welche seinem Wirken gesetzt waren. Und so hatte er all seine Hoffnungen in diese Fahrt investiert, ließ die „Boudeuse“ nach eigenen Angaben bauen und war aufgebrochen, das Südland zu finden, so als handle es sich um eine Routinefahrt. Jede Insel, die sie auf dieser Reise anliefen, war ein Leuchtturm auf dem Weg zur Küste des Südlandes oder aber zu der Erkenntnis, daß es ein solches Südland nicht gab.

Wieviel hing gerade in ihrer jetzigen Situation von Verlauf und Ergebnis der Landung auf dieser Insel ab, für die er sich noch nicht einmal einen Namen hatte einfallen lassen ...

Mit wenigen Brocken, die ihm aus der Sprache von Tahiti geläufig waren, wandte der Kapitän sich an Turu und fragte ihn über seine Meinung hinsichtlich der Möglichkeiten, hier ausreichend Nahrungsmittel an Bord zu neh-

men. Er nannte die Namen von Früchten, die er auf Tahiti verzehrt hatte, und bei jedem lächelnd bestätigenden Kopfnicken des Polynesiens faßte er neuen Mut. Sie waren mit Syphilis und Skorbut fertig geworden, und zwar *otahoi* — ganz auf sich gestellt —, wie man so etwas auf Tahiti nannte. Dieses Mal würden sie auch das Versorgungsproblem meistern.

Als hätte er an ihrer seltsam verknüpften Konversation Gefallen gefunden, trat Turu plötzlich ganz dicht neben Bougainville an die Reling, wies mit dem Arm zur Insel hinüber und sagte: „Waheine, waheine!“ Dann nahm er seinen Arm zurück und zeigte auf die „Etoile“.

Diese Geste wiederholte er mehrere Male, und obwohl Bougainville das Wort, welches Turu benutzte, verstand, wußte er mit der Handbewegung des Polynesiens nichts anzufangen. *Waheine* — das hieß *Frau*. Was aber wollte Turu ihm sagen? Warum deutete er immer wieder auf Ufer und Fleutschiff? Vollends ratlos aber wurde der Kapitän, als Turu jetzt ein Wort nannte, das fremd und drohend klang, und unter ständigem Zeigen aufs Ufer immer in schaurigem Ton wiederholte: „Mueragbuto! Mueragbuto!“

Turu schien sich dabei, sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagernd, in eine Art zeremonielle Tanzhaltung zu steigern, und schließlich — ohne daß seine Stimme dadurch weniger drohend klang — rief er auch wieder: „Waheine, waheine!“ Und dann noch einmal: „Mueragbuto!“

Groß sah Bougainville ihn dabei an. Dann nahm er das Fernrohr auf und blickte zum Strand. Dort ragte außer den Masten der melanesischen Auslegerboote nichts empor, was an die Nähe von Menschen erinnert hätte. Die beiden flachen Ruderpinassen lagen vergessen und einsam.

Unter dem sanften Druck zum Mitkommen einladender Gesten waren die Pinassenbesatzungen den Insulanern in den Wald gefolgt. Schon nach den ersten Schritten unter den schattenspendenden Zweigen der Bäume hatten sie erkannt, daß dies kein undurchdringlicher Urwald war — jedenfalls hier in Ufernähe noch nicht —, wie es von See her gesehen der Fall zu sein schien. Breite Wege führten an Gärten und kleinen Feldern vorbei, und je weiter sie sich von der Küste entfernten, um so argloser, aber auch um so sicherer setzten sie einen Fuß vor den anderen. Ihre Angst schwand wie das Sonnenlicht unter dem dichter und dichter werdenden Blätterdach.

Philibert Commerson gingen auf diesem Wege die Augen über. Die weit ausladenden Zweige der Drachenbäume, die riesigen Palmenfarne und Myrtaceen bildeten eine schützende Glocke über der Blüthenvielfalt, die sich auf toten Baumstämmen und in moosigen Astgabelungen entfaltete. Zwischen all den Luftwurzeln, Lianenarmen und kletternden Blattsträngen schwirrte und summte es — Käfer, Schmetterlinge und eine Unzahl von kleinen Vögeln gaben sich ein ebenso buntes wie unruhevolles Stelldichein. Vor allem aber faszinierte den Gelehrten die Blütenpracht eines solchen tropischen Urwaldes stets aufs neue durch ihre Formenvielfalt und strahlende Üppigkeit. Commerson schaute nicht nur, sondern betastete und verglich, zerrieb Stengel und Blätter zwischen seinen Fingern, wenn es einen Geruch intensiver zu prüfen galt, und ab und an blieb er stehen, um etwas zu notieren. Was er abbrach und ausgrub, tat er in einen der vier Körbe, unter deren Kreuzgehänge sein Jean daherschritt wie ein geduldiger Esel.

Es war eine Lust, zu leben und Neues zu schauen nach den eintönigen Tagen des Sichtens und Ordnen während der Überfahrt von Tahiti. Und doch wußte Commerson, daß nur ein gewissenhaftes Zu- und Einordnen die Möglichkeit bot, das eigentliche Geheimnis auszumachen, das sich im Pflanzenreich hinter scheinbar grenzenloser Vielfalt verbarg.

Er blieb mit Jean zurück, wenige Schritte nur, weil ein prachtvoller Schmetterling seine Aufmerksamkeit erregte, ein blau und gelb schillerndes Tier mit handlanger Flügelspanne. Er winkte Jean um den Kescher, doch als er das Netz in der Hand hielt und es nach dem Falter schwang, flog dieser davon.

Hinter einer Wegbiegung hatten sie die anderen eingeholt. Chevalier de Bournand wartete schon auf sie.

„Wir müssen zusammenbleiben“, sagte er zu Commerson. „Niemand weiß, was sie mit uns vorhaben.“

Der Botaniker nickte, aber insgeheim machte er sich über den Chevalier lustig wie an Bord der „Etoile“ über Leutnant Caro. Was glaubten diese Disziplinbesessenen denn, wozu der ganze Zirkus der Expedition veranstaltet wurde? Doch nicht um des Zusammenbleibens und um der Ordnung und pünktlichen Wachübergabe willen. Und doch taten sie so. Dabei würde in hundert Jahren niemand mehr ihre Namen kennen, auch nicht ihre gewissenhaften Eintragungen ins Wachjournal. Mit seinen, Philibert Commersons, Sammlungen aber, mit seinen Klassifizierungen und neugeprägten Pflanzennamen würde die Wissenschaft auch dann noch arbeiten können, ebenso wie mit Vérons Sternkatalogen.

Gewissenhaft ... Commerson lächelte traurig.

Hatten diese Leute überhaupt ein Gewissen, das über ihr

kleinliches Brillieren mit ihrer kleinlichen Macht hinausgegangen wäre?

Commerson hielt sich mit seinen Beobachtungen und Notizen zurück, schaute vielmehr belustigt auf die verbissenen marschierenden Seeleute, die offenbar von all der Schönheit ringsum nichts bemerkten. Er selbst genoß den Gesang der Vögel und das Gezwitscher, erkannte einen langgeschwänzten, rot und gelb leuchtenden Paradiesvogel wieder, den er schon auf Tahiti gesehen hatte, und freute sich wie beim Wiedersehen eines alten Bekannten.

Plötzlich, ausgangs eines weit geschwungenen Wegstückes, standen sie am Rand einer Lichtung. Die Marschierer vor ihm stockten. Commerson reckte sich vergeblich, um etwas sehen zu können.

„Jetzt schlachten sie uns bestimmt“, sagte er zu Jean, der neben ihm stand. Der Diener lächelte auf jene milde Weise, wie Commerson sie an ihm von jeher kannte, setzte dann seine Körbe ab. „Hoffentlich haben sie Knoblauch und Majoran“, gab er seinem Herrn den makabren Scherz zurück, „Botanikerfleisch soll ja so schrecklich fade schmecken.“

Aber Commerson blieb ihm nichts schuldig. „Und Dienerragout nach Tran — zumal, wenn der fragliche Mann aus der Picardie stammt.“

So hätten sie weitergeblödel, aber die Kolonne faßte wieder Tritt, und Jean griff nach seinen Kiepen.

Auf der Lichtung befanden sich noch mehr Insulaner, Frauen, Männer und Kinder. Es war nicht eigentlich eine Begrüßung, sondern eher der Abschluß eines Erwartetwerdens. Daß diese Haltung aber einem gottähnlichen Wesen galt und sie ihrer nur teilhaftig wurden, weil man sie für dessen Vorboten ansah, ahnten die Franzosen nicht.

Sie hätten es auch nicht verstanden, denn wenn sie ihren eigenen Gott in irgendeine Beziehung zu Essen und Trinken hätten setzen sollen, so wäre ihnen nichts weiter eingefallen als die hauchdünne Oblate, welche der Priester ihnen zum Zeichen der Sündenvergebung reichte, und der Schluck muffigen Weins aus dem Kelch. Was aber hier, auf dieser Lichtung mitten im Inselurwald, unter einem Blätterdach aufgebaut worden war an Pyramiden duftig gedünsteter Wurzelknollen und grellfarbiger Früchte, an goldgelb gerösteten Körnern und gebratenem Vogelfleisch, Soßentöpfen und stark duftenden Kräutern, roch so intensiv aromatisch, daß von Muffigkeit nicht die Rede sein konnte.

Wie jeder andere seiner Landsleute sah der Botaniker zu, einen möglichst günstigen Platz in der Nähe der Speisen einzunehmen, ohne auf eine besondere Einladung zu warten.

Die Nachmittagssonne zeichnete neben der offenen Halle, in der das Festmahl stattfand, das Blätterdach in einem breiten Schattenband ab. Der Palmwein hatte den Fremden, die ihn offenbar nicht gewöhnt waren, die Zungen gelöst. Sie schrien und sangen in ihrer unverständlichen Sprache. Sollte dies wirklich die Sprache Takaros sein, so beherrschte dieser Geist tatsächlich das Geheimnis, selbst das Nichts zu benennen und einen einzigen Gegenstand mit dreimal drei Namen zu bezeichnen. Denn sooft einer der Abgesandten ein Blatt mit Körnern und Soße oder einen der Krüge zur Hand nahm, verlor er sich in Reden, die nicht enden wollten, und erst wenn das Ziel seiner Bewunderung aufgezehrt oder der Krug geleert war, hörte er auf, davon zu sprechen — aber eigentlich nur, um

Mund und Lippen frei zu bekommen für neue Genüsse und neue Wortströme darüber. Sie fraßen in sich hinein, als gelte es, für eine lang währende Dürre Fettpolster anzulegen.

Möglich war aber auch, daß es gar keine Dürre war, sondern daß das Ende der Inseln und damit der Weltuntergang bevorstünde, weil Takaro und Mueragbuto sich hinter dem Rücken der Menschen geeinigt hatten und aus dem Guten und dem Bösen etwas Mittulgutes entstanden war, das beide nun gleichermaßen vertraten. Das Feuer und das Donnerrollen von einem der schwimmenden Häuser Takaros hatte schon einen Vorgeschmack darauf gegeben. Und die Stöcke, von denen sich diese Abgesandten nicht trennen wollten — vielleicht konnten auch sie Blitz und Donner ausspucken. Verwirrend war all das.

Aber solange sie hier saßen, würde wohl nichts passieren — weder vom Berg her noch von den riesigen Booten. Also mußte immer mehr aufgefahren und in sie hineingestopft werden — so viel, daß sie nicht mehr würden laufen können und auch über Nacht hier bleiben mußten. Der neue Morgen wäre vielleicht schon frei von dem bösen Zauber, und es galt nur, diesen achten Tag durchzustehen.

Nur — bekämen sie über Nacht in ihrem Rausch nicht auch Appetit auf die Frauen? Schon griffen sie nach ihnen, wo diese zu nahe kamen. Bald würden sie sich damit nicht mehr begnügen, es würde Streit und möglicherweise Handgreiflichkeiten geben. Eine Auseinandersetzung aber könnte den Zorn ihres Gebieters heraufbeschwören, und dann wäre alle bisherige Mühe umsonst. Denn daß Takaro, der sie hergeschickt hatte, nicht mehr der alte, den Menschen nur freundlich gesinnte Großgeist von ehemals war, konnte niemand ernstlich bezweifeln angesichts des Ver-

haltens seiner Gesandten.

Als hätte es noch einer Bestätigung dieser allgemeinen Ängste bedurft, nahm plötzlich einer der Fremden seinen Stock auf und ließ tatsächlich Blitz und Donner gegen die Herde der Schweine fahren, welche draußen auf der Lichtung in den Abfällen wühlten. Die Tiere quiekten schrill und stoben auseinander. Eins jedoch fiel auf der Stelle, an der es gestanden hatte, tot um. Der Blitz hatte das Schwein am Kopf getroffen und war durch eine nußgroße Öffnung, aus der nun Blut herausquoll, in den Körper des Tieres gefahren.

Wer wird uns in Zukunft vor dem schützen, den wir so sehr herbeigesehnt haben? —

Das erlegte Schwein war so ganz nach Bournands Geschmack. Zwar — noch lag es nicht in der Pfanne und brutzelte, aber gut war schon, daß man den Wilden zeigte, wie es um ihre Aussichten stand, fingen sie Streit an. Und in die Pfanne kam das Tierchen noch allemal.

Taumelnd erhob sich der Chevalier, hielt sich an einem Pfosten des Blätterdaches. Dann ging er plötzlich in Richtung des toten Schweines, strauchelte, fing sich aber wieder und kniete schließlich betont vorsichtig neben dem Tier nieder. Er stach es ab, um es ausbluten zu lassen, und da ihm niemand eine Schüssel brachte, wollte er den wannen Lebenssaft mit seinen Händen auffangen. Aber die liefen bald schon über, das Blut troff auf den Boden und versickerte.

Der Chevalier sah sich hilfesuchend um. Da ihm jedoch niemand beisprang, erhob er sich, wandte sich der atemlos auf ihn starrenden Gesellschaft zu und trank das Blut aus seinen Händen, als sei es Wasser. In breiten roten Fäden lief es ihm über Bart, Hals und Kleid.



„Nicht mehr schießen, nicht schießen!“ rief er mit vom Rausch entstellter Stimme. Dann nahm er wieder die hohlen Hände vor sein Gesicht und rief noch einmal: „Nicht schießen ...! Nicht ...“

Dies klang vollends wie eine Beschwörung, und sie verfehlte ihre Wirkung weder auf die Eingeborenen noch bei den Franzosen. Die Seeleute legten ihre Flinten beiseite und wandten sich wieder den Freuden des Gastmahles zu. Wer konnte denn etwas dafür, wenn der Chevalier nichts vertrug und nach ein paar Schlückchen Palmwein durchdrehte ...

Je mehr sie tranken, desto heftiger bedrängten sie die schwarzhäutigen Schönen, zumal auch die Gastgeber sich jetzt nicht zurückhielten.

Commerson, der kräftig mithielt beim Essen und Trinken, gefiel sich in seiner Beobachterrolle. Die Blätter, auf

welchen die Speisen serviert wurden, tätowierte Arme, Rücken, Brüste, Schenkel — nichts entging seiner registrierenden Aufmerksamkeit. Auch nicht, daß die Frauen den Zudringlichkeiten der Seeleute auswichen und eine nach der anderen aus der Runde verschwanden. Aber was war das? Commerson fuhr mit der Hand über seine Augen. Träumte er?

Nein, er hatte sich nicht getäuscht: Dort saß wirklich sein Diener Jean, umgeben von drei Insulanern, die ihn anfaßten, als sei er ein Weib. Gerade griff ihm einer der Kerle doch tatsächlich ins Hemd!

Erstaunt und immer noch skeptisch gegenüber dem, was er sah, blickte Commerson in die Runde. Aber niemand außer ihm schien zu bemerken, in welche Not sein Diener geraten war. Alle hatten mit sich zu tun. Einer feinen Bewachung hatte Bougainville sie anvertraut! Wieder sah Commerson auf seinen Diener Jean, und er erschrak. Nicht nur Männer von der Insel machten sich jetzt an ihm zu schaffen, griffen nach Paspeln und Knöpfen und nach dem Kragen, und das schlimmste war: Jean wehrte sich nicht einmal. Schien sie mit gurrendem, hellem Lachen vielmehr zu ermutigen, obwohl dies kein Spiel mehr war. Die Hände, die flinker und flinker über die Kleidung des Jungen huschten, der Hals, der zurückruckte, weil jemand den Kopf bei den Haaren zog, die zudringlichen Münder und Nasen, französische Laute, unverständliche Worte in der Sprache der Insulaner ... Und plötzlich ein Schrei: „Nein, nein!“

Das war Jean und war doch nicht Jean.

Commerson sprang auf, um ihm zu Hilfe zu eilen. Trat auf Beine, Arme, ohne Rücksicht, stieß einen Soßentopf um und verbrannte sich. Plötzlich stand er vor einer Wand

aus Männerrücken, und durch eine Lücke sah er Jean auf der Erde liegen, an Armen und Beinen festgehalten. Sie hatten ihm das Hemd vom Leib gerissen, soviel konnte Commerson sehen. Das Weiß der zwei Mädchenbrüste traf ihn wie ein Schlag.

Die blutigen Hände des Chevaliers hatten schon ihre Spuren darauf zurückgelassen, jetzt griffen andere Hände nach Schultern und Hals. Jemand schlug nach dem willenlos baumelnden Kopf, dann floß Blut aus der Nase.

Plötzlich fiel Stille herab, auch Jean hörte er nicht mehr. Commerson merkte, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die Natur ringsum verstummt waren, die Vögel in dem Blätterdach, unter dem sie gesessen hatten, das Gemurr der Insekten, ja selbst der Wind.

Da wurde ihm schwarz vor Augen.

Wie viele Tage waren vergangen seit jenem Gelage im Blätterhaus auf der Insel? Chevalier de Bournand wußte es nicht. Mehr oder weniger deutlich erinnerte er sich der einzelnen Phasen des Gastmahles, aber diese Deutlichkeit wurde um so fragwürdiger, je näher die Bruchstücke, auf die er sich zu besinnen suchte, dem Ende ihres Inselbesuches lagen. Sein mit Schweineblut beschmiertes Gesteht, die aufkommende Übelkeit nach dem gierigen Genuß von Palmwein — ja, das alles war ihm irgendwie gegenwärtig. „Aber frag mich nicht, wie wir wieder zum Ufer gelangt sind.“

Oder wie wir die Boote vom Strand ins Wasser bekommen und die Schiffe erreicht haben. Das erste, was ich noch genau weiß, ist das ungeheure Schädelbrummen von diesem Zeugs. Aber da lag ich schon in meiner Koje.“

Er goß Leutnant Caro, in dessen Logis sie saßen, Palm-

wein aus einem tönernen Krug nach und hob ihm den Becher entgegen. „Da wollen wir mal von dem Teufelstrunk nicht zuviel nehmen“, sagte Caro schmunzelnd.

„Aber nun mal im Ernst, mein Guter!“ Caro ließ nicht locker, ihm stellte sich das, was er nicht selbst miterlebt hatte an Land, vollends als Gemisch von Vermutungen, Ahnungen und vage formulierten Gerüchten dar. „Wie ihr in die Boote gekommen seid, spielt doch jetzt keine Rolle mehr. Wichtig ist nur, daß ihr es geschafft habt. Bloß was vorher war, bei den Wilden, scheint euch nicht ganz klar zu sein — keinem von euch, der dort mit dabei war. Sonst würde der Alte doch mit der Weiterfahrt nicht so lange warten.“

Ja, ein neuer Landgang war seit jenem achten Tag ihres Hierseins nicht unternommen worden. Bougainville, bestürzt über den blutigen Streit mit den Wilden, der damals so plötzlich und für den Kapitän gänzlich unerwartet ausgebrochen war, zögerte immer noch mit einer neuerlichen Landung. Andererseits aber, auf solide Lebensmittelvorräte angewiesen, wenn die Expedition weitergehen sollte, zögerte er auch mit der Weiterreise.

„Blutiger Streit?“ hakte Caro in Bournands Darlegungen ein. „Haben außer dir denn noch andere ihr Gesicht mit Schweineblut beschmiert, Chevalier?“ Er lachte bei der Vorstellung des sonderbaren Auftritts von Bournand, über den er die Leute von der „Etoile“ hatte erzählen hören.

Der Chevalier setzte den Becher ab und schaute bedeutungsvoll vor sich hin. „Nicht nur mit Schweineblut“, sagte er. „Als unsere gemerkt hatten, wie sehr sie angeben konnten mit ihren Flinten, gab es kein Halten mehr. Erst war es nur der Donner, der die Wilden beeindruckte. Aber als das Schwein tot umfiel, weil der Blitz es getroffen

hatte, da war es mit Arglosigkeit und Zutrauen uns gegenüber vorbei!“

„Habt ihr anderes erwartet?“

„Sie schickten ihre Weiber fort, und als unsere Männer zu mäkeln anfangen, müssen bald auch die Palmweinkrüge verschwunden sein.“

„Dazu schicken wir euch nun an Land!“ Caros Unzufriedenheit war schlecht gespielt. „Ihr solltet das Terrain erkunden für die Proviantbeschaffung — mehr nicht! Nun liegen wir hier fest, weil ihr die Herren Gastgeber samt ihren Damen erst beleidigt und dann zusammengeschossen habt.“



„Der Alte scheint kurz vor einem Entschluß zu stehen. Deswegen, Caro, bin ich doch hier.“

„Deswegen?“

„Ja, verdammt noch mal. Ich soll eure Demoiselle auf

die ‚Boudeuse‘ rüberrudern. Bougainville will mit ihr sprechen.“

„Ha, Demoiselle ist gut! Erst willst du nichts dabei finden, daß deine Männer über sie herfallen, und dann forderst du eine Demoiselle für den Alten.“

„Er will mit ihr sprechen, hab ich gesagt.“

„Mit Jeannette Barré?“

„Jawohl, mit Jeannette Barré, ehemals Jean Barré. Was heißt: nichts dabei finden? Ich war schon viel zu betrunken, aber vorstellen kann ich’s mir — daß die Insulaner einen viel besseren Blick haben als unsereins, ich meine dafür, ob jemand Mann oder Weib ist. Und als sie verstehen, was unsere Männer wollen — daß sie sie dann lieber auf die Fremde hetzen als auf die eigenen Weiber ... Hat sie sich schon wieder erholt?“ fügte der Chevalier übergangslos hinzu und nahm, wenngleich vorsichtig, noch einen Schluck aus seinem Becher mit Palmwein.

„Von so was erholt man sich nicht“, antwortete Caro. „Aber ich hab ja immer gesagt, daß ein Schiff nur für Seeleute da ist und nicht für Schmetterlingsjäger und Sterngucker!“

„Und nun habt ihr sogar noch ein Weib an Bord gehabt, ohne etwas davon zu wissen. Und es ist auch gut gegangen.“

Groß sah Caro ihn an. „Hunger, Skorbut — all das ist wohl nichts gewesen?“

„Wir hatten auch Skorbut, und gehungert worden ist bei uns auch, obwohl auf der ‚Boudeuse‘ keine Frau war.“

„Aber nun sollst du sie ja holen. Dann behaltet sie nur. Wir kommen auch ohne sie aus.“

„Daraus wird wohl nichts werden. Bei uns auf der Fregatte ist kein Platz mehr, mein lieber Caro. Sie kommt

wieder zurück zu dem sauberen Herrn Commerson.“

Der Chevalier stand energisch auf, trank, im Stehen schon, seinen Becher leer und sagte zu Leutnant Caro: „Aber jetzt laß sie rufen. Oder hol sie am besten gleich selbst.“

Caro gehorchte. Als er zurückkam, war in seiner Begleitung nicht nur Jeannette Barré, sondern auch ihr Herr, Philibert Commerson. Jeannette trug immer noch Hosen, statt des Hemdes jedoch hatte sie einen grobgestrickten Pullover gewählt, der Chevalier de Bournand an einen Kettenhemdpanzer erinnerte.

„Für zwei ist kein Platz in unserem Beiboot“, versuchte Bournand das Mitkommen Commersons zu verhindern. „Der Kapitän hat nur die Demoiselle zu sich befohlen.“

Er wippte auf den Zehenspitzen zum Zeichen seiner Entschlossenheit.

„Dann lassen Sie eben einen von Ihren Leuten hier, Chevalier“, konterte der Gelehrte sofort, als liege ihm viel daran, keinerlei Zweifel an der Ernsthaftigkeit seiner Absicht aufkommen zu lassen.

Als Bournand mit den beiden das Leutnantslogis verließ, drehte er sich noch einmal zu Caro um und zuckte verlegen die Schultern.

Kapitän Bougainville stand in der Tat vor Entschlüssen von weitreichenden Folgen für seine Expedition. Wagte er erneut eine Landung auf dieser Insel, käme es vielleicht zu Vergeltungsschritten der Einwohner. Daß diese sich bisher zurückgehalten hatten, schrieb er noch immer dem gebieterischen Grollen seiner Zwölfpfünder zu.

Wagte er aber eine erneute Landung nicht, aus Angst vor Opfern im Kampf mit den Insulanern — wer wußte denn,

wie so etwas ausging, und wer würde Segel und Ruder bedienen, falls ein solcher Kampf Lücken riß, vor denen er beim Skorbut und bei möglicher Desertion auf Tahiti gebangt hatte —, wagte er also eine erneute Landung nicht, so würde es auf ihrem bisherigen Westkurs möglicherweise bald wieder Ratten zu speisen geben. Vorausgesetzt, sie hatten überhaupt noch Ratten an Bord.

Viel hing davon ab, ob es endlich gelänge, derlei Landungsunternehmen mit mehr Einfühlsamkeit abzuwickeln, als Chevalier de Bourmand sie für die Welt der Wilden bisher aufgebracht hatte. Wenn man an den Teufel denkt, steht er auch schon vor der Tür, sagte sich Bougainville, als es klopfte und der Chevalier den Kopf hereinsteckte.

„Ich lasse bitten!“

Bougainville räumte hastig Karten und Bücher beiseite. Wie wenig paßte dieser Rahmen zum Empfang einer Dame, die sich vermutlich als erste ihres Geschlechts auf eine Erdumseglung begeben hatte, wenngleich verkleidet und wohl ahnungslos, mit welch rauhbeinigem Volk sie sich einließ. Kurz neigte er den Kopf, als Jeannette Barré eintrat, blickte dann wieder auf und sah auch Commerson und Turu eintreten. Sieh an, dachte er. Auch Turu, der Schelm. Dabei hat er alles gewußt.

„Muß ich also tatsächlich die Passagierliste der ‚Etoile‘ ändern lassen, mein lieber Commerson!“ sprach er den Botaniker an und streckte dann beide Arme Jeannette entgegen.

„Ich begrüße Sie in meiner Kajüte als die erste Weltumseglerin, Mademoiselle!“ Er versuchte zu lächeln, aber als das Gesicht der Angesprochenen ernst blieb, glättete auch seine Miene sich sofort wieder. Er ließ die Arme sinken, und es klang selbst seinen Ohren fremd und unbeholfen,

als er sich sagen hörte: „Wollen wir uns denn nicht setzen?“

Commerson und seine Begleiterin folgten der Einladung. Turu, der sie nicht verstanden haben konnte, rückte nach, als die beiden dem Kapitän gegenüber Platz genommen hatten, und stellte sich neben der Besucherin auf. Stumm blickte er auf Jeannette, und als sie ihn schließlich ansah, rief er: „Waheine! Waheine!“ und lachte laut und herzlich. Dann stürzte er zur Tür hinaus. Der Kapitän war froh über diesen Zwischenfall.

„Sie sehen, daß die Anwesenheit einer Frau an Bord nicht von allen als Zeichen für nahendes Unglück betrachtet wird. Zugegeben, es sind nicht viele. Aber lassen Sie mich bekräftigen, daß auch ich zu den wenigen zähle.“

Nun lächelte Commerson und sah Jeannette an, die noch immer schwieg. Dann blickte er wieder auf Bougainville und fragte, von wem der Polynesier denn wohl seine Weisheit habe, denn auch er habe natürlich das Wort verstanden, welches der Mann soeben benutzte.

Bougainville zuckte die Schultern.

„Von wem soll er es haben? Er spricht kein Französisch, und es scheint ausgeschlossen, daß er es unter der Mannschaft aufgeschnappt haben könnte.“ Damit war diese Angelegenheit für ihn abgeschlossen, und er wandte sich wieder Jeannette zu.

„Sie haben Schweres durchmachen müssen, Mademoiselle. Versuchen Sie es zu vergessen. Halten Sie meinen Männern zugute, daß auch sie kein leichtes Leben führen. Allerdings rechtfertigt das nicht derartige ..., nun, Ausbrüche der Gewalt, zumal einer Frau gegenüber.“

Das Mädchen schwieg. Bougainville sprach nach einer kurzen Pause weiter. „Im Grunde sind sie alle ganz gute

Kerle. Und glauben Sie mir, Mademoiselle — einer Frau Gewalt anzutun ist nicht typisch für das Verhalten eines französischen Seemanns.“



Unruhig geworden, rückte Commerson auf seinem Sitz hin und her. Nun schien auch der Kapitän zu merken, wie deplaziert seine Worte waren. Er stand auf und trat an einen Wandschrank. Diese Unterbrechung ließ Commerson hoffen, Bougainville würde es nicht zu einer förmlichen Entschuldigung kommen lassen, denn wie er darauf reagiert hätte, wußte er nicht. „Nicht typisch“ — welche Hohlheit im Denken verbarg sich hinter solch einer sinnlosen Formulierung, selbst bei einem Mann, den er so sehr achtete wie Bougainville. Jedes Massaker konnte damit gerechtfertigt werden. Jeder seelische Kahlschlag. Und natürlich auch die Vergewaltigung seiner Jeannette.

Commerson fühlte sich tief beschämt. Nicht, weil er längst hätte merken müssen, daß er keinen Jean, sondern eine Jeannette in Dienst genommen hatte. Der junge

Mann, der sich so sehr um einen Platz auf der „Etoile“ bemühte, hatte ihm ausgezeichnete Empfehlungsschreiben seiner bisherigen Herrschaften gezeigt, und alle hatten sie einem Jean Barré das denkbar beste Zeugnis ausgestellt: arbeitsam, zuverlässig, treu, wirtschaftlich — von alledem hatte er sich inzwischen selbst überzeugen können. Daß sein Diener darüber hinaus geduldig war und Lasten zu tragen vermochte, die man sonst nur einem Esel anvertraute, mochte die wenigen Zweifel wegen Jeans empfindsamer Art abgeschwächt haben, noch ehe er sich ihrer bewußt geworden war. Nun saß dieser Junge also neben ihm, aus Jean war Jeannette geworden, aber still und verschlossen nach schwierigen Situationen war er geblieben. Und plötzlich wußte Commerson, warum er sich schämte. Er hätte es nicht so weit kommen lassen dürfen, daß diese Situation so schwierig und kompliziert wurde. Hieß Dienern nicht auch, den Schutz seines Herrn in Anspruch zu nehmen?

Commerson fühlte sich tief beschämt. Er würde dem jungen Mann aus der Picardie, der in Wirklichkeit also eine Frau war, hier vor dem Kapitän sagen, daß er sich um sein weiteres Fortkommen kümmern wollte.

Bougainville hatte den Wandschrank geöffnet und einen schwarzen Kasten herausgenommen. Er drehte sich um und hielt ihn Jeannette entgegen.

„Dieses Paar Pistolen wird Sie in Zukunft schützen, Mademoiselle. Tragen Sie sie immer geladen bei sich. Und scheuen Sie nicht, im Notfall von ihnen Gebrauch zu machen. Doch lassen Sie mich der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieser Notfall nicht noch einmal eintreten wird. Nie wieder“, verbesserte er seine eigenen Worte.

Jeannette Barré nahm den Kasten und stellte ihn wortlos

vor sich auf den Tisch. Was sollte sie sagen? Und doch ahnte sie, daß nun der Kapitän und auch ihr Herr auf ein Wort von ihr warteten. Sie wandte den Kopf zur Tür, dann zu Bougainville und zu Commerson. „Er hat es gewußt“, sagte sie.

„Wer hat was gewußt?“ fragten die beiden zugleich, und Jeannette Barré verstand, wie peinlich ihnen ihr Schweigen war.

„Der Mann aus Tahiti. Er hat gewußt, daß ich eine Frau bin. Schon von seiner Insel her.“ Und wieder schwieg sie.

Auch Kapitän Bougainville, der doch mehr darüber wußte, nahm nicht sogleich das Wort auf. „Es ist sonderbar mit den Menschen, die wir so leichthin Wilde nennen“, sagte er dann. „Ist die Beherrschung der Hofetikette von Versailles der alleinige Maßstab für Kultiviertheit? Dabei bin ich überzeugt, Turu würde auch diese Etikette beherrschen lernen. Aber ob die dortigen Hofschranzen sich auf Tahiti wohl zu benehmen wüßten — daran muß ich laute Zweifel anmelden.“

„Und er ist dir niemals zu nahe getreten, Jeannette?“ Wie Commerson die weibliche Namensform aussprach, verriet, daß sie ihm noch immer ungewohnt war.

Die Angeredete schüttelte den Kopf. „Nie. Er nicht und die anderen ‚Wilden‘ auch nicht.“

Commerson sagte: „Er hat es also gewußt und es auch hier bei Ihnen an Bord für sich behalten, Kapitän Bougainville.“

Dieser zögerte. Dann sagte er, froh, nicht einmal lügen zu müssen: „Ja — eigenartigerweise. Bis zum heutigen Tag. Er muß wohl verstanden haben, was da an Land vorgefallen ist. Denn — daß er Ihre jetzige Kleidung als Ausweis offenbarer Weiblichkeit hätte deuten können —

mit Verlaub, das bezweifle ich, Mademoiselle.“ Bougainville wies, sich kurz unterbrechend, an Jeannettes Pullover und Hosen hinab. „Mir aber gibt Ihr Aufzug wenigstens die Gewißheit, daß Sie sich auf den Umgang mit Pistolen verstehen.“ Er versuchte ein Lächeln.

„Was die Pistolen betrifft, so wird Jeannette sie nicht lange brauchen.“ Commersons abrupt hinter Bougainvilles Artigkeiten gesetzte Worte blieben im Raum hängen wie der Rauch aus einer unerwartet abgefeuerten Waffe.

„Wie meinen Sie das?“ brach Bougainville endlich das peinliche Schweigen, und wieder setzte Commerson sofort nach: „Ich werde gemeinsam mit meinem Diener — oder genauer: mit meiner Dienerin — Ihre Expedition verlassen, bevor sie Frankreich erreicht hat, Kapitän Bougainville. Wahrscheinlich schon auf der Insel Mauritius, wo es eine kleine französische Kolonie gibt, die uns aufnehmen kann.“

Bougainville sprang auf, so erregt war er.

„Aber mein lieber Commerson! Wissen wir denn, ob wir nicht vor Mauritius noch ...“

„Wir wissen. Auf den Südkontinent werden wir nicht stoßen, weil es ihn nicht gibt. Jedenfalls nicht mit den Ausmaßen und in der Lage, in welcher Sie ihn vermuten. Ich stimme darin mit Véron überein.“

„Nun sagen Sie nur noch, Véron will mich gleichfalls im Stich lassen!“

„Ja, auch Monsieur Véron wird sich von der Expedition trennen. Vielleicht gleichzeitig mit uns, aber das steht noch nicht fest. Es ist wohl auch unerheblich. Ich für mein Teil bin durch Auswertung der vor wenigen Tagen an Land gesammelten Pflanzen und Tiere in diesem Entschluß bestärkt worden. Das alles ist Inselflora und Insel-

fauna. Hier gibt es kein Festland in unmittelbarer Nähe, und schon gar nicht einen riesigen Kontinent. Die Formen des Lebens sind irgendwie zu phantastisch, zu groß und zu unbesorgt um ihr Überleben.“

Bougainville, der noch immer stand, lauschte gespannt auf die Worte des Botanikers. Jeannette beachteten sie nun beide gar nicht mehr.

„Kein Wunder, meine ich, bei diesem Überfluß an Wärme und Feuchtigkeit. Da gedeiht solche Üppigkeit allemal.“

„Das allein ist es nicht, Kapitän. Vor allem scheinen den Tieren die natürlichen Feinde zu fehlen. Da werden sie deutlich größer als anderswo die Exemplare der gleichen Spezies. Ich habe gesichtet und ich habe geordnet — für mich gibt es da keinen Zweifel. Die Maus hat sich auf eine Insel geflüchtet und vergessen, die Katze mit rüberzunehmen.“

„Und die Katze, meinen Sie, hätte die Mäuse auf der Insel kleiner gehalten?“

„Große Mäuse werden behäbig und lassen sich leichter fangen. Aber — es ist alles eher noch eine feste Vermutung als eine gutgefügte Hypothese. Ich hoffe, auf der Insel Mauritius mehr Hinweise für die Richtigkeit dieser Vermutung zu finden. — Wie ist es, Jeannette, wirst du mir dabei helfen?“ Als er sie nicken sah, schwieg Commerçon zufrieden.

„So wachsen die Ideen von morgen auf dem Humus der Gedanken von gestern. Gestatten Sie mir, lieber Commerçon, dieses Bild aus Ihrer Wissenschaft zu benutzen.“ Bougainville registrierte das verbindliche Kopfnicken seines Gesprächspartners und fuhr fort: „Ich selbst habe das Südland noch nicht vollständig abgeschrieben. Aber

lange werd ich mich nicht mehr zieren können damit. Lassen Sie uns einen Kompromiß schließen, Commerson. Wir werden die Insel umsegeln und setzen dann unseren Weg nach Westen fort — aber nur so lange, wie es die Vorräte nach bestem Gewissen zulassen. Sollten wir bei dieser Fahrt tatsächlich nicht auf einen großen Kontinent stoßen, geht es auf nördlichen Kursen zu den holländischen Pfeffersäcken in Batavia. Und wer weiß — vielleicht entdecken wir auf diesem Teilstück der Fahrt noch einmal solch ein Paradies wie Tahiti.“

Von den Franzosen unbemerkt, fand bei ihrer Abfahrt vom bisherigen Ankerplatz ein Freudenfest auf der Insel statt. Diesmal gab es weniger Palmwein, aber auch keine vom Donner aus den Blitzstöcken getöteten Insulaner. Und keine Angst bei den Frauen, es könne ihnen genauso gehen wie jener einen, die mit den Fremden gekommen war.

Anlaß zu der Freudenfeier war nicht nur der plötzliche Abzug der unheimlichen Gäste, sondern vor allem die Gewißheit, die Sendboten des bösen Geistes Mueragbuto, die sich als Takaros Leute verkleidet hatten, nicht unnötig gereizt zu haben — auch dann nicht, als ihr falsches Spiel längst durchschaut war. Und so verlor die Frage an Bangigkeit, ob sie eines Tages zurückkehren würden.

Kapitän Bougainville umsegelte wie geplant die Insel in weitem Bogen und stellte fest, daß sie kein einzelnes Eiland, sondern Teil eines ringförmigen Archipels war. Nach dieser Gestalt der Inselgruppe nannte er sie die *Neuen Zykladen*.

Einen Zugang zum sagenhaften Südkontinent aber fand weder er noch ein späterer Südseefahrer. Lediglich der

Name jener Inselgruppe im Reich Mueragbutos wandelte sich. Kapitän James Cook nannte sie die *Neuen Hebriden*, und heute trägt der unabhängige Inselstaat den Namen *Republik Vanuatu*.

Heft 443
Arthur Conan Doyle
Silver Blaze

Im Dartmoor, in King's Pyland, verschwindet das favorisierte Pferd für den Wessex-Pokal auf sonderbare Weise, und dessen Trainer wird grausam ermordet aufgefunden. Es gibt kaum Anhaltspunkte, die den herbeigerufenen Herren Sherlock Holmes und Dr. Watson nützlich sein könnten ...